

Maurice de Martin - Besuch der klugen Dame

(Auszug aus dem Buch „Der schwierige Boden“)

Ich hatte für das Projekt einige „Expert:innen“ aus der großen Stadt in die Provinz eingeladen. Unter ihnen eine Frauen-Popmusikexpertin: Radiomoderatorin, Redakteurin großer Medienhäuser, Feuilletonistin. Sie war zum Auftakt in unser – aus Berliner Perspektive – vollkommen irrelevantes Kaff im tiefen Osten gekommen, weil sie sich für die vermeintlich „feministische Ausrichtung“ eines meiner partizipatorischen Musikprojekte begeisterte und, wie sie sagte, endlich einmal wieder „aus ihrer Blase raus“ wollte.

Ich lud sie nach der Ankunft beim örtlichen Albaner-Italiener zu Tiramisu und Rotwein ein. Mein Vorsatz war simpel: über Musik sprechen, nicht über Politik.

Natürlich ging es sofort um Kulturpolitik. Um die leeren Theater. Noch bevor ich etwas sagen konnte, begann sie: „Es gibt doch überhaupt keinen Grund, Kulturpessimist zu sein. Die Angebote sind genauso gut wie vor der Pandemie. Ich gehe ja selbst wieder mindestens zweimal die Woche in den Club.“

Ich sagte ihr, dass ich einen guten Grund habe, heute auf dem Land zu leben: Ich bin zum Kulturmuffel geworden. Lange vor den Lockdowns hatte ich mich in Theatern und Clubs gelangweilt und beim Verlassen derselben allzu oft geärgert. Irgendwann erschien mir das „Rausgehen“ mehr wie Geld- und Zeitverschwendung als wie Bereicherung. Ich hörte einfach auf wegzugehen. Als die Pandemie kam, merkte ich, dass mir nichts fehlte. Im Gegenteil: Die Welt wurde stiller, und in der Stille wurde mehr hörbar. Aus FOMO war JOMO geworden – *Joy of Missing Out*.

Ich sprach offen, beinahe ohne Polemik. Dass meine Selbstbeschreibung bei ihr wie eine Provokation ankam, sah ich an ihrem Gesicht. Gut, dass ich ihr nicht auch noch erzählt hatte, wie gern ich mit meinem Hund im Wald unterwegs bin – Wald, Hund, Wandern: eine der zuverlässigsten Formeln zur moralischen Aussortierung.

Ich versuchte, zur Musik zurückzukehren, zu dem, wofür ich sie eingeladen hatte. Doch sie wollte einen Pflock einschlagen.

Wie man an einem Ort leben könne, an dem die AfD 37 Prozent bekomme? Überhaupt sei die Provinz langweilig, die Menschen seien nicht herumgekommen, tauschten über den Gartenzaun nur immergleichen Kaffeeklatsch. Der Horizont fehle. Als weltoffene Großstädterin – betonter Glottisschlag – halte man das nicht aus. Als *Antifa-Girl* (O-Ton) schon gar nicht. Deshalb verlasse sie den S-Bahn-Ring kaum noch.

Dann folgte das bekannte Vokabular: „Rassismus ist keine Meinung“, „Feinde der Demokratie“. Ich dachte: *Sag nichts. Du willst, dass sie hier bleibt, dass sie arbeitet. Nick, bleib neutral.*

Gleichzeitig fragte ich mich, warum sie glaubte, ich müsse erst von ihr lernen, was ich über diese Welt zu denken habe. Mein Mangel war offenbar nicht Unwissen – sondern fehlende Begeisterung.

Sie sprach über die „Lügenpresse“. Wie professionell und ausgewogen ihre Kolleg:innen arbeiteten. Wie dumm die Menschen seien, die Höcke oder Trump wählten. Wie wichtig der Öffentlich-Rechtliche Rundfunk für die Demokratie sei. Ich erwiderte:

„Vielleicht würde man dir vorhalten, dass du gar nicht sehen kannst, was in diesem System schief läuft, weil du Teil davon bist und von ihm lebst. In der DDR wusste man sehr genau, wie Menschen ein System schönreden, von dem sie abhängig sind.“

Danach ging sie auf Abstand. Maximal. Man konnte ihr ansehen, wie sie dachte: *Hätte ich Berlin bloß nie verlassen.*

Ich rechne es ihr hoch an, dass sie trotzdem bis zum Ende des Workshops blieb.

©2025 Maurice de Martin